



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Kapitel aus der Volksastronomie.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Ein Kapitel aus der Volksastronomie.

Wie das Volk, wo die Schule und die populäre Literatur ihm nicht andere Wege gewiesen haben als die gewöhnlichen, seine eigne Zoologie mit Drachen, Basilisken und Einhörnern, seine Botanik mit Alräunchen, Springwurzeln und Farnsamen, seine Medicin und in gewissem Sinne selbst seine besondere Theologie hat, so hat es auch seine eigne Wissenschaft von den Himmelserscheinungen und der Welt der Gestirne.

Wenn es donnert, so sagt man auf der Insel Sylt: „Der liebe Gott fährt seine Kiesen“ (Feuerung aus getrocknetem Mist), die Ditmarscher aber meinen dann, die Engel kegeln mit großen Steinen, und ist es ein starkes Gewitter, so heißt es: „Nun fährt der Alte wider die Bäume im Himmel und haut mit der Art ein Rad;“ denn aus den dabei herumfliegenden Funken entstehen die Blitze. Der Regenbogen stellt sich, wie man in Schwaben meint, immer mit den beiden Endpunkten, welche die Erde berühren, über zwei Gewässer und schöpft daraus mit zwei goldnen Schüsseln. Wer zu rechter Zeit an die Stelle kommt, wo der Regenbogen „trinkt“, kann ihm die eine dieser Schüsseln abnehmen. Manche behaupten auch, er lasse da, wo er am Längsten auf dem Boden stehen bleibe, eine solche Schüssel zurück, weshalb die Landleute sich nach einem Regenbogen darnach umzusehen pflegen. Wer ein „Regenbogenschüssele“ findet, darf es nicht verkaufen, sondern muß es als Erbstück in der Familie lassen; denn es bringt Glück ins Haus. Ein Schäfer aus Andingen auf der Alb hat einmal eins gefunden, und seitdem ist ihm kein Schaf mehr krank geworden. In Heubach verkaufte einer das seinige, und sofort wurde er zur Strafe dafür stumm. Die Serben schreiben dem Regenbogen, den sie die „Geisterbrücke“ nennen, die Macht zu, das Geschlecht der unter ihm Durchgehenden zu ändern, vielleicht weil die Bibel die Geister sich geschlechtslos vorstellt.

Allenthalben ist der Ausdruck verbreitet, daß die Sterne „sich schnäuzen“. Die Littauer glauben, daß die Sterne die Enden der Lebensfäden der Menschen Grenzboten II. 1877.

seien, und daß ein sogenannter Sternfall den Tod von Jemand bedeuete. In Holstein müssen die alten Jungfern, nachdem sie gestorben, dem lieben Gotte die Sterne machen. Sobald eine Sonne des Abends im Westen untergegangen ist, kommen sie, um sie zu Sternen zu zerschneiden, die dann von den verstorbenen alten Junggesellen im Osten an den Himmel hinaufgeblasen werden. Die Milchstraße heißt bei den Littauern der „Weg der Vögel“, indem dort die Seelen der Todten als weiße Vögel hin- und herflattern. In Schwaben aber wird sie die „Jakobsleiter“ genannt, und manche Leute sehen dort auf ihr noch heute wie einst der Erzvater Jakob die Engel auf- und absteigen. Vom Siebengestirn erzählt eine Volkslegende: „Christus ging einmal an einem Bäckerladen vorbei, wo frisches Brod duftete. Da ließ er die Jünger den Bäcker um ein Brod bitten. Der schlug es ihnen ab, seine Frau aber, die mit ihren sechs Töchtern dabei stand, gab ihnen heimlich ein Brod. Sie wurde dafür sammt ihren Mädchen unter die Sterne versetzt. Der Mann aber wurde in einen Kukuk verwandelt. Dieser Vogel heißt deshalb der Beckenknecht, und so lange er im Frühling ruft — von Tiburtii bis Johannis — ist das Siebengestirn am Himmel sichtbar.“ In Schwaben aber nennt man letzteres die „Gluckhenne“, weil unter den Sternen dieser Gruppe einer ist, welcher die übrigen sechs als Küchlein anführt und zugleich alle übrigen Sterne des Himmels „zusammenlocken“ kann. Die drei Sterne, welche den Gürtel des Orion bilden, nennt das schwäbische Volk den „Mosesstab“, und zwar soll es derjenige sein, mit welchem der Prophet das Rothe Meer schlug, daß es sich theilte und die Kinder Israel hindurchgehen ließ. Das Sternbild des Großen Bären führt in Schwaben den Namen des „Himmelswagens“, in Schleswig-Holstein den des „Karlswagens“. Dort, wo man an ihm ganz deutlich vier Räder, zwei Pferde und den Fuhrmann erkennt, fährt er jede Nacht nach Jerusalem. Hier dagegen ist er der Wagen, auf dem Elias und unser Herr Christus gen Himmel gefahren sind. Der ganz kleine Stern über dem mittelsten in der Deichsel ist der Fuhrmann, Hans Dümkt. Der war Knecht bei dem lieben Gott und that, obwohl er's da gut hatte, seine Arbeit nicht, wie sich's gehört; namentlich schnitt er den Häckerling immer zu lang. Mehrmals verwies ihm das sein Herr, er aber kehrte sich nicht daran. Darüber wurde der liebe Gott endlich so verdrießlich, daß er ihn eines Tages beim Kragen nahm und auf die Deichsel des Himmelswagens setzte, wo er jeden Abend zu sehen ist, — eine Warnung für alle Knechte, die den Häckerling zu lang schneiden.

Fast überall in Deutschland ist die Meinung verbreitet, daß die Sonne am Ostermorgen drei FreudenSprünge thue, in Rottenburg am Neckar thut sie deren in der Christnacht, wo sie ihren Lauf verändert, zwei. Am Karfreitag

dagegen ist sie von früh bis Nachmittags drei Uhr verhüllt und trauert. An jedem Sonntage muß sie wenigstens eine kurze Zeit scheinen, damit die Mutter Gottes ihre Windeln trocknen kann. Wenn man in Schwaben drei Sonnen zu gleicher Zeit am Himmel sieht, so gibt es Krieg, und das Land, über welchem die größte steht, gewinnt dabei. In Herbrechtingen hat man solche Nebensonnen oft gesehen, z. B. kurz vor dem Feldzuge Napoleon's gegen Rußland. Die größte Sonne stand damals nach Norden zu, weßhalb der Russe auch gesiegt hat. Hinter Büsum, sagt man in Ditmarschen, ist die Welt mit Bretern zugenagelt. Da sitzt am äußersten Ende ein großer Riese, der hat die Sonne an einem Tau und windet sie jeden Morgen in die Höhe und wieder herunter. Mehr ein Scherz und eine Neckerei ist es, wenn Andere behaupten, die Büsumer säßen in ihrem Kirchthurme und hätten die Sonne dort an einem Taue, mit dem sie dieselbe alle Morgen aufziehen müßten. Bei Sonnenfinsternissen fällt giftiger Thau vom Himmel, weßhalb man die Brunnen zudecken und kein Kraut und keine Frucht, die während der Finsterniß im Freien war, eher genießen soll, als sie durch Regen gereinigt sind.

Vor allen andern Himmelskörpern aber hat der Mond die Aufmerksamkeit des Volkes auf sich gelenkt, und überaus groß ist in Folge dessen die Menge der Vorstellungen, Sagen und Bräuche, die sich an diesen Begleiter der Erde knüpfen. Daß er dabei sehr verschieden aufgefaßt wird, darf nicht Wunder nehmen. Bald klingt in den Sagen die Urzeit nach, der er ein belebtes Wesen war, bald ist er ein bloßer Ort am Himmel, wohin Uebelthäter verbannt sind. Ähnlichen Auffassungen begegnen wir in den Gebräuchen, die sich auf seinen vermeintlichen Einfluß auf Temperament und Gesundheit der Menschen, auf das Gedeihen der Feldfrüchte und andere Vorgänge und Zustände des Lebens beziehen, doch spielen hier orientalische Vorstellungen, durch Römer, Kreuzfahrer und mittelalterliche Juden vermittelt, in den germanischen Ideenkreis herein. In diesem läßt die älteste Gestalt der Mythe vom Monde Odin als Weltordner die Riesentochter Nacht und deren Sohn Tag zu sich berufen und ihn jedem von Beiden ein Roß und einen Wagen geben, damit sie in je vierundzwanzig Stunden einmal um die Erde fahren. Nacht hat den Vortritt, ihr Roß, der Mond, heißt Reismähne, das knirscht in sein Gebiß und wirft den Schaum über die Erde, wovon Thau und Reif kommen. Ihr folgt Tag, dessen Roß heißt Scheinmähne, es hat leuchtende Haare, die Sonnenstrahlen, von denen Luft und Erde ganz erhellt werden. Später, als die reine Naturreligion sich mit ethischen Momenten erfüllte, nahm diese Mythe eine andere Form an. Es war ein Mann, heißt es hier, mit Namen Mundelför (Scheibenschwinger), der hatte zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter, und da sie so hold waren und so schön leuchteten, nannte er den Sohn Mond und die

Tochter Sonne; diese aber vermählte er einem Manne, der Glanz hieß. Die Götter jedoch wurden zornig über den Stolz Mundelför's und nahmen ihm die Kinder, um sie als Leiter des Ganges von Sonne und Mond an den Himmel zu versetzen. Sonne mußte die Hengste führen, die vor den Wagen des Taggestirns gespannt sind und Frühwach und Allgeschwind heißen. Unter ihren Bugen sind Blasebälge, um sie abzukühlen; denn der Sonnenwagen ist aus Feuerfunken gemacht, die aus Muspelheim herübergeflogen sind, und ganz glühend. Vor ihn ist auch ein Schild gesetzt, um die Hitze aufzufangen; wenn der herunterfiel, würden Erde und Wasser entbrennen. Mond wurde bestimmt, den Wagen des Nachtgestirns zu lenken und über Neulicht und Volllicht zu herrschen. Noch späteren Ursprungs ist die Sage, nach welcher Mond, als er einmal auf die Erde herabgesehen und Widfinn's Kinder Bil und Hink erblickt, wie sie vom Brunnen Byrgr kamen und eine Stange mit einem Eimer Wasser auf der Schulter trugen, diese raubte und zu sich nahm, sodaß man sie noch heute im Monde gehen sieht.

Die Urgestalt der Vorstellung des Germanenthums vom Monde drücken diese Erzählungen nicht aus. Man wird sich denselben im Anfang vielmehr als Auge oder als rollendes Rad (noch jetzt sagt man in der Oberpfalz: „Der Mond ist voll wie ein Pflugrad“) oder auch als glänzenden Schild gedacht haben, — Ausdrücke, die in der Edda wenigstens von der Sonne wiederholt gebraucht werden.

Neben diesen Bildungen der Mythe ging unter den südlichen Germanen — vielleicht schon früh — eine andere Auffassung der beiden großen Gestirne her. Die Sonne wurde für eine göttliche Frau, der Mond für einen Mann gehalten, und Beide waren mit einander vermählt. Der Mond war aber ein so kühler Gatte, daß es die Sonne verdroß. Sie schlug ihm eine Wette vor: wer zuerst aufwachen würde, sollte das Recht haben, bei Tage zu scheinen, dem Trägen gehöre die Nacht. Früh am Morgen zündete die Sonne der Welt das Licht an und weckte den phlegmatischen Gemahl. Seitdem leuchten Beide getrennt. Beide reut indeß die Scheidung, und so suchen sie sich einander zu nähern. Das ist die Zeit der Sonnenfinsternisse. Dann machen sie sich gegenseitig Vorwürfe, aber Keines behält Recht, und so trennen sie sich wieder. Vor Kummer nimmt der Mond dann ab, bis ihm die Hoffnung wiederkehrt und ihn wieder voller werden läßt.

Von mehreren dieser Sagen und Mythen bewahrt der deutsche Aberglaube noch deutlich erkennbare Reste. Im Böhmerwald z. B. wird eine Sonnenfinsterniß als Streit zwischen Sonne und Mond angesehen, und damit der Mond, der als der Stärkere gilt, nicht die Oberhand behalte, fallen die Abergläubigen auf die Kniee und beten, zum Ofen gewendet, oder schlagen mit

Messern auf Pfannen oder Seusen, damit der Mond, hierdurch erschreckt, ablasse. Noch wichtiger aber für unsern Zusammenhang ist die Art und Weise, in welcher sich das Volk in den verschiedensten Gegenden Deutschlands sowie in England die Mondflecken erklärt; denn hier sehen wir mit geringen Veränderungen die jüngere von den obigen drei Eddamythen vor uns, ja einige Versionen zeigen auch Spuren von der jüngsten. Ehe wir indeß hierauf übergehen, werfen wir einen Blick auf die Deutung der Mondflecken unter nichtgermanischen Völkern.

Die Inder erzählen: Als der Beherrscher des Luftkreises, Indra, die Ahalya verführen wollte, machte er den leuchtenden Candra zum Vertrauten seiner Absicht. Dieser wußte, daß der Gatte der schönen Frau jedesmal beim Hahnenkrähen zum Gebet aufstand und seine Hütte verließ, um sich im Ganges zu waschen. Beide Götter begaben sich also nach seiner Wohnung. Hier nahm Candra die Gestalt eines Hahnes an und krächte noch vor Mitternacht. So gleich stand der heilige Mann auf und ging hinunter an den Strom, und nun besuchte Indra die Ahalya in Gestalt ihres Gemahls. Dieser aber wurde von der Göttin Ganga, da er sie vor Tagesanbruch störte, übel aufgenommen, und da schöpfte er Verdacht, kehrte rasch um und traf, als er seine Hütte erreichte, die beiden Götter bei seinem Weibe. Er prügelte Beide unbarmherzig durch und belegte sie noch überdies mit dem Fluche, daß sie die Merkmale dieser Schläge für immer behalten sollten. Der Mond (Candra) ist daher noch jezt voll dunkler Flecken.

Eigenthümlich ist die weite Verbreitung von Vorstellungen, welche den Hasen in Beziehung zum Monde bringt. In einer Fabel des Hitopadesa erscheint der Hase vor dem Elephanten und gibt sich als Gesandter des Mondes aus, der ja auch auf seiner Scheibe den Hasen als Wappenbild führe. Die Inder nennen den Mond daher den Hasenträger. Die Mongolen erzählen: Bogdo Schigamuni (Buddha Satsjamuni), der oberste Regent des Himmels, hatte sich einst in einen Hasen verwandelt, um einem verhungernnden Wandersmann zur Speise zu dienen. Wegen dieser edlen Dpferthat setzte Churmusta, welchen die guten Geister als ihren Obersten verehren, die Gestalt eines Hasen zu ewigem Gedächtniß in den Mond. In Japan sind die Mondflecken ein Hase, der in einem Mörser Reis stößt. Bei den Namaquas im Hottentottlande gilt der Mann im Monde für heilig, und demselben ist der Hase geweiht, weshalb niemand dessen Fleisch essen darf. Auch in Siam sind die Mondflecken ein Hase. Doch werden sie hier von Andern als ein Ehepaar angesehen, welches die Felder auf der Mondscheibe bestellt. Bei den Buräten sind sie ein Mädchen, welches von seiner Mutter verwünscht worden ist. Auf Samoa heißt es, eine Frau, die den Mond beleidigt, sei zur Strafe von ihm

sammt ihren Kindern von der Erde entführt worden. In Peru geht die Sage, ein Mädchen habe sich in den Mond verliebt und sei von ihm, als sie ihn angefaßt, in die Arme geschlossen worden, in denen sie sich noch heute befinde.

Nach deutschem Volksglauben haben wir in den Flecken des Mondes einen Mann vor uns, der wegen eines Vergehens dorthin versezt worden ist, und ganz Aehnliches nimmt der englische von ihnen an. Schon Fischart im „Gargantua“ gedenkt des „Männleins im Monde“, das Holz gestohlen. Chaucer im „Testam. of Cresside“ weiß, daß dieser Dornbuschträger seines Diebstahls wegen nicht in den Himmel durfte, sondern im Monde bleiben mußte. Ritson's „Ancient Songs“ enthalten ein Lied auf den Mann im Monde, welches beginnt: „Auf einer Traggabel schleppt er, zitternd vor Kälte, eine Last Dornen, die ihm das Gewand zerreißen. Er hat sie gehauen und ist vom Flurhüter gepfändet worden.“ Weiterhin wird er als ein fauler Alter bezeichnet, der bald still steht, bald vorwärts schreitet und überdies betrunken ist. Auch Shakespeare gedenkt des Mannes in Monde, und zwar im „Sturm“ II. 2, 1, wo Stephano sich Caliban gegenüber für diesen ausgibt und sagt, er sei aus dem Monde herausgefallen, und wo Caliban antwortet: „Ja, ich habe Dich drin gesehen und bete Dich an. Meine Gebieterin zeigte Dich mir und Deinen Hund und Deinen Busch.“ In der Gegend von Reutlingen sind die Mondflecken ein Weingärtner, der eines Abends noch bei Mondschein arbeitete und „Rebebüschle“ machte. Da bei Mondschein arbeiten, wie später ausgeführt werden soll, für frevelhaft gilt, so wurde er zur Strafe dafür in den Mond verwünscht, in welchem er noch immer „schweben“ muß. Er trägt dabei das corpus delicti, sein Bündel dürerer Reben — ähnlich Denen, die an den Pranger gestellt wurden — an einem Stock auf der Schulter. Dies möchte eine ältere Form der Sage sein. Andere Erzählungen stehen auf dem Boden des Christenthums: es war eine Verletzung des Gebotes der Sonntagsheiligung, die den Mann in den Mond brachte. Im vordern Schwarzwald heißt es, daß der Verbannte einst am Sonntag Besenreifer geschnitten habe. Als er heimging, begegnete ihm der liebe Gott, stellte ihn über seine Unkirchlichkeit zur Rede und sagte ihm, daß er ihn dafür bestrafen müsse. Indes solle er wählen dürfen, ob er in den Mond oder in die Sonne verwünscht sein wolle. Darauf versetzte der Mann: „Wenn es sein muß, will ich lieber im Monde erfrieren als in der Sonne verbrennen,“ und so ist er denn mit seinem Bündel Besenreifer in den Mond gekommen. Damit das „Besenmännle“ aber nicht erfriere, hat ihm der liebe Gott sein Bündel angezündet, und das brennt noch heute fort und wird nimmer erlöschen. In einer noch moderneren Fassung der Sage hat der Mann am Sonntag Holz gestohlen; statt des lieben Gottes stellt ihn sein Pfarrer zur Rede, er leugnet und verwünscht sich selbst in den Mond, wenn

er es gethan habe, und sein Fluch geht in Erfüllung. In Graubündten ferner erzählt man den Vorgang folgendermaßen: Einen Senner hat eine arme Frau um ein wenig Milch, er aber wies sie mit Scheltworten ab. Da verwünschte sie ihn für seine Unbarmherzigkeit an den kältesten Ort, worauf er in den Mond kam, in welchem er mit seinem Milcheimer noch immer zu sehen ist.

So die süddeutschen Sagen vom Mann im Monde. Aehnlich die meisten norddeutschen. Hier ist in der Mark der Mann deshalb in den Mond versetzt, weil er sich am Sonntag mit der Errichtung eines Dornenzauns beschäftigt hat, im Paderborn'schen, weil er am Ostertag Leuten, die zur Kirche wollten, das Heck (Feldthor) gesperrt, in der Gegend von Woeste, weil er am Sonntage gemähet hat, bei Hemer in Westfalen, weil er am Ostermorgen „im Glauben, unser Herr Christus wäre nun todt,“ Holz gestohlen, zu Borhop, weil er am Gründonnerstag Besen gebunden hat, u. s. w. Im Holsteinischen heißt es: In der Zeit, da das Wünschen noch half, stahl einmal ein Mann am Weihnachtsabend Kohl aus dem Garten seines Nachbarn. Eben wollte er mit der vollen Hücke davongehen, als die Leute seiner gewahr wurden und ihn in den Mond verwünschten, wo er noch jetzt mit seiner Kohlhücke steht. An jedem Weihnachtsabend kehrt er sich einmal um. Dieselbe Sage hört man im Havelland, nur ist es hier „der heilige Christ“, der auf seinem weißen Schimmel vorüberreitet und den Dieb ertappt und mit Verbannung bestraft. Auf Sylt ist der Verwünschte ein Schafdieb gewesen, der mit einem Kohlbüschel die Schafe anderer Leute an sich gelockt hat, in Schmallenberg dagegen ein Säufer, der als er des Nachts aus der Schenke zurückkehrte, dem Mond mit einem Dornbusch drohte und dafür sammt dem Dornbusch von ihm hinaufgezogen wurde. Im Siegen'schen war er ein junger Mensch, der des Nachts zu seinem Mädchen in die Kammer steigen wollte und, da ihm der Mond zu hell dazu schien, ihn mit einer Dornwelle zu verfinstern versuchte, wobei er an ihm hängen blieb. Die Kantumer auf der Insel Sylt sagen: Der Mann im Mond ist ein Riese, der steht zur Zeit der Fluth gebückt, weil er dann Wasser schöpft und auf die Erde gießt, woher die Fluth der See kommt. Zur Zeit der Ebbe aber steht er aufrecht und ruht von seiner Arbeit aus, und dann kann sich das Wasser wieder verlaufen. Endlich soll es nach einer Ditmarscher Erzählung in einem Dorfe bei Hamburg gottlose Leute geben, die ihre Taschenmesser an Faden binden und damit in den aufgehenden Mond hineinwerfen, den sie dann herunterziehen, um mit ihren Messern Löcher hineinzuschneiden, welche uns als Mondflecken erscheinen.

Mit Ausnahme der beiden zuletzt erwähnten Deutungen sind die Mondflecken also immer ein Mann und ist dieser stets durch einen Frevel in den Mond gebracht worden. Das stimmt aber durchaus zu der alten Erzählung,

nach welcher die Götter Mundelför's Kinder in die Sonne und den Mond versezten, um seinen Uebermuth zu bestrafen. Aber auch von der jüngsten der drei Gestalten, in denen die Mythe vom Mond in der Edda auftritt, von der, nach welcher der Mondmann Widfinn's Kinder raubte, läßt sich im deutschen Sagenschatz ein Nachklang aufzeigen, und zwar zunächst in den Erzählungen, in welchen von zwei Personen im Monde die Rede ist, dann aber in denen, in welchen der Mondmann seinen Platz am Himmel verläßt, um auf die Erde zu kommen und die, welche bei Mondschein arbeiten, mit Entführung zu bedrohen.

Wir geben für jede der beiden Versionen ein Beispiel. Zu Hemer in Westfalen wird erzählt, daß im Monde ein Mann mit einer Gabel voll Dornen und eine Frau mit einem Butterfaß neben einander stehen, zur Strafe dafür, daß jener am Sonntag sein Feld mit Dornen eingezäunt, während diese gebuttert habe. In Lübingen spann einmal eine Frau Nachts, um Del zu sparen, bei hellem Mondschein. Da kam der Teufel durchs Fenster, reichte ihr zwölf schwarze Spindeln und sagte, die müsse sie, so lange der Mond noch scheine, vollspinnen, sonst werde er sie mit fortnehmen. Da spann die Frau schnell auf jede Spindel nur einen einzigen Faden. Als nun der Teufel wiederkam und sah, daß er nichts machen konnte, nahm er die Spindeln und ging seiner Wege, hinterließ aber einen solchen Gestank, daß die Leute sechs Monate daran zu riechen hatten. Hier ist der Drohende der Teufel, in mehreren ganz ähnlichen Sagen aber wird nur von einem gespenstigen, in der einen von einem nackten Manne gesprochen, und der ist wohl kaum ein anderer als jener Sohn Mundelför's, das Urbild der meisten von den verschiedenen Gestalten des Mannes im Monde. Das geht, abgesehen von dem obenerwähnten reutlinger Winzer schon daraus hervor, daß eine andere Deutung der Mondflecken in denselben ein Mädchen erblickt, welches am Sonnabend im Mondschein gesponnen hat und dafür sammt ihrem Rocken vom Mondmann zu sich hinaufgezogen worden ist. Die Edda sagt es nicht ausdrücklich, aber Bil und Hiuk werden bei ihrem Wasserholen eben auch das Verbot, bei Mondlicht zu arbeiten, übertreten haben.

Welchen Grund dieses Verbot hatte, läßt sich nicht genau bestimmen. Möglich, daß die Urzeit eine nachtheilige Einwirkung des Mondes auf die Gesundheit der Menschen und auf die Erdenatur überhaupt wahrzunehmen meinte. Möglich, daß die Mythe vom Raube der Wasser holenden Kinder ein Symbol des Einflusses des Mondes auf das Meer oder eine Folgerung daraus ist, daß man geglaubt hätte, wie der Mond die Fluth hebe, so könne er auch Menschen von der Erde zu sich hinaufheben. Vielleicht auch, daß dazu das Gefühl trat, daß es unbillig sei, anders als bei Sonnenlicht thätig zu

sein, und daß dieses Gefühl, anfänglich eine bloße Scheu, später zum Verbot und noch später zu einem Glied in der Mythe wurde.

Wohl nur eine Christianisirung der ältesten Eddamythe vom Monde, nach welcher dieser und die Sonne Riesenkinder sind, die im Anfang der Dinge an ihren Platz gestellt wurden, ist die von Maurer mitgetheilte Sage aus Island, daß die Sonne das Gesicht Eva's, der Mond das Antlitz Adam's zeige. Dagegen erinnert eine andere dort im Volksmunde lebende Erzählung vom Monde lebhaft an einen Zug in den Sagen vom wilden Jäger. Ein Dieb war eben dabei, an einem einsamen Orte die Lende eines von ihm gestohlenen Schafes zu verspeisen. Der Mond schien gerade hell und klar vom Himmel herab. Da rief der Bursch übermüthig zu ihm hinauf: „Willst Du, Mond, in Deinen Mund diesen fetten Bissen?“ Sogleich antwortete eine Stimme: „Willst Du, Dieb, auf Deine Wange diesen heißen Schlüssel?“, und zu gleicher Zeit fiel vom Himmel wirklich ein glühender Schlüssel herab und versengte dem Spötter die Backe.

Die Götter der Urzeit bildeten sich aus unbestimmten Empfindungen und Wahrnehmungen des Naturlebens, gewannen dann für einige Zeit mehr oder minder plastische Gestalt, die ethischen Gehalt hatte, und lösten sich zuletzt vor dem Christenthum wieder in das auf, woraus sie entstanden waren, doch so, daß diese Elemente, diese Empfindungen und Wahrnehmungen in der Seele des Volkes in bestimmterer Fassung, als eine Art Dogmen fortlebten. Die ethischen Götter sind bis auf schwache, kaum erkennbare Reste aus dem Glauben des Volkes verschwunden. Dagegen bewahrt dasselbe eine gute Anzahl von Erinnerungen an die flüssige, vielfach verschwimmende Welt der jenen vorausgegangenen Naturreligion. Das ist auch in Betreff des Mondes der Fall. Die aus der unklaren Empfindung, daß der Mond einen Einfluß auf Mensch und Welt ausübe, hervorgegangene Mythe vom Mondmann oder Mondgott, der Menschen entführt, welche sich seinem Schein aussetzen oder in demselben Arbeiten verrichten, wird sich, als der Gott am Christenthum starb, wieder in die Vorstellung von einer schädlichen Einwirkung des Mondes auf die Erde umgewandelt haben, und diese Vorstellung wird in der Folgezeit zu der noch blasseren und allgemeineren zurückgekehrt sein, nach welcher das Himmelslicht der Nacht überhaupt einen zauberhaften Einfluß auf uns und unsere Umgebung besitzt. So finden wir auch da, wo der Glaube an den Mann im Monde schon längst nur noch Kinderglaube ist, eine Menge von Geboten und Verboten, welche das Thun und Lassen des alltäglichen Lebens nach dem Monde regeln.

Bei Weitem mehr als die Sonne dient er unsern Bauern als Uhr ihres Schaffens. Seine Wechsel werden beim Feld- und Gartenbau, bei sympatheti-

schen Kuren, beim Schröpfen und Aderlassen, beim Abtreiben von Würmern als wichtiges Bestimmungszeichen betrachtet. Der zunehmende Mond gibt gewöhnlich eine günstige, der abnehmende eine ungünstige Zeit für die Unternehmungen des Landmanns, vorzüglich für Säen und Pflanzen, aber auch für Dienst- und Wohnungswechsel, Hochzeiten u. dgl. Der Vollmond scheint in manchen Gegenden geradezu als giftig aufgefaßt zu werden, während sein Licht in andern als Heilmittel benutzt wird. Auch der Neumond hat seine Bedeutung, ja selbst der Montag nimmt an der Wichtigkeit, die sein Namensgeber für das Leben hat, einigen Antheil. Viele dieser Regeln widersprechen sich, indem hier das Eine, dort das Entgegengesetzte beobachtet werden muß, manche stammen offenbar aus der Astrologie des Orients, einige haben ihre Begründung nur darin, daß man den Mond und seine Phasen mit dem Leben verglich, ihn als Symbol und Omen irdischer Entwicklung betrachtete, andere wieder beruhen auf altgermanischem Zauberlauben.

Im Nachstehenden geben wir eine Uebersicht der wichtigsten Sätze dieses Aberglaubens, und zwar zunächst der an das Obige sich enger anschließenden, nach denen der Mond als gefahrdrohendes, schädliches Gestirn erscheint. Im Mondschein darf man nicht spinnen, in der Oberpfalz, weil solches Garn nicht hält, in Südschwaben, weil man damit einem seiner Angehörigen einen Strick an den Hals spinnt. Man darf ferner in verschiedenen norddeutschen Gegenden kein Geräth oder Werkzeug im Mondschein stehen oder liegen lassen, da es dann bald entzweigt. Aus ähnlichen Gründen hütet man sich in Schlesien, Wäsche im Mondschein auf der Trockenleine zu lassen. Wer aus einem Bach oder Brunnen trinkt, in den der Mond scheint, begeht in der Oberpfalz einen Frevel (entweder gegen sich selbst oder gegen den Mond), weil er den (giftigen?) Mond mit einschluckt. Ebendasselbst darf man im Mondschein nicht tanzen, weil dann die Decke der Erde so dünn wie Spinnweben ist und die Geister durch das Tanzen heraufgelockt werden. Verboten ist ferner in vielen Strichen Deutschlands, ungetaufte Kinder dem Mondschein auszufegen, da sie dann leicht mondsüchtig oder Zauberer werden, sehr unflug, nach dem Monde mit den Fingern zu weisen, weil man sich dann ein Nagelgeschwür, oder gegen ihn auszuspeien, weil man sich dadurch einen Ausschlag um den Mund zuzieht. Im hellen Mondlicht schlafen, macht blind. Schwängerung im Mondschein, heißt es in der Oberpfalz, hat mondsüchtige Kinder zur Folge. Endlich soll der Mondschein den Teint schwärzen, die Fäulniß von Fleisch und Fischen befördern und Barbiermesser stumpf machen. Der Montag gilt in den meisten Gegenden Deutschlands als ein Unglückstag. Im Lauenburgischen wird das an ihm Begonnene „nicht wochenalt“. Im Altenburgischen gibt der, welcher an ihm Etwas verleiht, das Glück für die Woche mit

weg. Am Rhein heißt es, daß die Mägde, die an ihm einen Dienst antreten, viel Geschirr zerbrechen oder bald wieder abziehen. Man darf Montags bei Käufen nichts schuldig bleiben, keinen Strumpf umgewendet anziehen, sich beim Nachbar kein Feuer holen und ebenso wenig jemand Feuer geben. Wer Montags in eine fremde Stube kommt und sich darin nicht niedersetzt, der nimmt den Leuten die Ruhe mit hinweg oder macht, daß der Mann die Frau prügelt. Einiges hiervon bezieht sich darauf, daß das Volk den Montag als ersten, nicht, wie die Kirche will, als zweiten Tag der Woche auffaßt, das Meiste aber hängt damit zusammen, daß der Tag nach dem Monde benannt ist und damit etwas von dessen Wesen angenommen hat.

Zahlreicher noch als diese Behauptungen vom Monde im Allgemeinen sind die Regeln des Volksglaubens, die sich auf seine Phasen beziehen. Die Haare muß man sich in Tirol bei abnehmendem, sonst aber überall unter den Deutschen bei zunehmendem Monde schneiden lassen. Eier, im ersten Viertel gelegt, werden nicht leicht faul und sind gut zum Erzielen junger Brut. Alles Schlachtvieh, desgleichen Krebse und Austern sollen im Vollmonde fetter als sonst sein. Kinder müssen während derselben Phase entwöhnt werden, weil sie dann besonders gedeihen, und ebenso soll man in dieser Zeit die Kälber abjegen. Kürbisse, drei Tage vor Vollwerden des Mondes gesteckt, werden ungewöhnlich groß. Getreide ist nach fast allgemeinem Glauben (in Tirol wird der Roggen ausgenommen) bei zunehmendem Monde zu säen, dagegen müssen Erbsen, Buchweizen und Alles, was seine Frucht unter der Erde ansetzt, z. B. Kartoffeln, Rüben, Möhren und Zwiebeln bei abnehmendem gesäet oder gepflanzt werden. Brachen soll man in Tirol, wenn „der Mond unter der Erde ist“. Im Allgemeinen gilt, daß alle Dinge, die auf ein Gewinnen oder Behalten abzielen, bei wachsendem, alle dagegen, welche darauf gerichtet sind, etwas loszuwerden, bei schwindendem Monde vorzunehmen sind. Da indeß im Aberglauben die Willkür der Phantasie vorherrscht, so sind die Ausnahmen hierbei fast so zahlreich vertreten als die Regel. Bei zunehmendem Monde muß man die Schafe scheeren, die Wiesen mähen, die zum Schlage bestimmten Waldstrecken fällen und (in Kärnthén) Dünger auf den Acker fahren. Vorzüglich muß alles zum Bauen bestimmte Holz in dieser Periode gefällt werden, weil sonst dem daraus errichteten Hause ein Unglück widerfährt; Brennholz dagegen ist bei abnehmendem Lichte zu schlagen, da es so besser brennt (Kärnthén). Waschen soll man in Tirol im letzten Viertel, und in derselben Zeit nimmt man in der Mark das Schweineschlachten und in Mecklenburg das Weißen der Stuben vor, „weil sie sonst nicht trocken werden“. In vielen Gegenden, in Ostpreußen, Pommern und Hessen z. B., läßt sich nicht leicht Jemand bei abnehmendem Monde trauen. Dagegen ist der Vollmond

und ebenso der Neumond fast allenthalben als glückverheißender Hochzeitszeuge angesehen. Will man eine neue Wohnung beziehen, so thut man gut, die alte Regel zu befolgen, welche die Neumondswoche dazu empfiehlt, weil dann „die Nahrung zunimmt“. Wer kein Geld im Beutel hat, darf ihn bei Neumond nicht besehen, weil er sonst, so lange das Licht währt, kein Geld haben würde. Wer sein Silber während des Vollmonds zählt, der sieht es oft zu Golde werden, hört man heutzutage an mehreren Orten, dagegen heißt es in der „Blume der Tugend“, einem Gedichte des fünfzehnten Jahrhunderts, daß früher Manche ihr Geld herausholten, wenn sie den neuen Mond sahen. Wunderlich lautet der niederrheinische Aberglaube, daß in der Neumondszeit Verstand und Vernunft, wo sie nicht recht fest ständen, zu wackeln anfangen.

Von großer Wichtigkeit ist der Mond für die Bestimmung des Wetters. Die Seeleute schreiben ihm eine schwammige Natur zu, vermöge welcher er besonders im vollen Lichte in unglaublich kurzer Zeit ganze Wolkenmeere einfange und den Himmel kläre. „Der Mond ist durstig“, sagen sie, „und säuft das Gewölk weg“. „Wollt Ihr wissen“, behauptet eine alte meteorologische Regel für Bayern, „ob in einem jeglichen Monat schön Wetter sein oder regnet wird, so lug, in welcher Stunde ein neuer Mond wird, an welchem Zeichen (im Kalender), und welcher Planet zu derselben Stunde regiert: so wird derselbe Monat gern heiß und trocken, kalt und feucht nach den Urtheilen der vier Zeiten des Jahres. Item, wenn der Mond neu ist worden, wie es dann denselben Monat wittern soll, das findest Du also: scheint der Mond weiß, so wird es gern schön, scheint er aber roth, so wird es gern windig. Scheint er bleich, so regnet es gern. Item, wenn es regnet an dem nächsten Montag, nachdem der Mond neu ist worden, so soll es den ganzen Monat aus regnen. Und sagen die Meisten von dem Mond, wenn er neu ist und hat an dem Horn einen dunkeln Schein, schwarze Male, so bedeutet das in seiner Neuen Regentage. Wenn er vier Tage alt ist und goldgelbe Farben an ihm sind, so bedeutet das kürzlich starke Winde. Ist er aber schwarz in der Mitte, so wird schön Wetter sein, klar und heiter bis zu Ende.“

Der Mond mästet also Aulstern und Schlachtochsen, wirkt als magischer Guano auf den Acker, als Hechpfennig auf den Beutel, dient als Monatsuhr für den Säemann und den Gärtner, als Wetterprophet und Barometer. Das Folgende wird zeigen, daß er auch unter den Arzneimitteln der Volksapotheke eine Rolle spielt, trotzdem oder vielleicht gerade weil sein Schein hier und da für giftig gilt. Sommersprossen vertreibt man sich, indem man sich des Nachts mit dem Wasser wäscht, in welches der Vollmond scheint (Tirol). Kröpfe wird man los, wenn man sich bei zunehmendem Mond drei Abende nach einander mit dem Gesicht gegen den Mond stellt, einen Stein aufhebt, die Halsgeschwulst

stillschweigend damit berührt und den Stein dann hinter sich wirft (Harz, Schlestien). Zahnschmerz wird unfehlbar geheilt, wenn der daran Leidende den Vollmond ansieht und spricht: „Maand, ik klag Di Tähnpien, Nietpien, Splietpien un Gicht, im Namen Gottes, des Waters, des Sohnes und des Heiligen Geistes“ (Lauenburg), oder wenn der Geplagte bei abnehmendem Monde mit einem Nagel in den Zahn bohrt, bis Blut kommt, und den Nagel dann stillschweigend in die Nordseite einer Eiche schlägt; so lange der Baum steht, wird er dann nie wieder Zahnweh haben (Mark). Gepulverte Todtenknochen, bei abnehmendem Monde eingenommen, gelten in Tirol für gut gegen die fallende Sucht. Eisenkraut, nach Aufgang des Hundsterns bei Neumond gebrochen, vertreibt Kopfschmerz. Krebsse, bei Vollmond gefangen, wenn die Sonne im Löwen steht, lebendig verbrannt und dann zerstoßen, sind das beste Mittel gegen Hundswuth. Bruchschäden vergehen, wenn man bei Vollmond das auf eine Wand fallende Licht desselben dreimal mit der hohlen Hand auf die Geschwulst schöpft und dazu die Formel: „Im Namen Gottes, des Waters“ u. s. w. spricht. In ähnlicher Weise werden Flechten und Warzen vertrieben, und zwar letztere auf folgende Methode: Man sieht scharf in den Vollmond, streicht über die Warze hin und sagt: „Wat ik seh, dat steit, wat ik striek, dat geit, im Namen“ u. s. w. Bei zunehmendem Monde aber sagt man: „Dat nimmt tau, wat ik bekief, dat nimmt af, wat ik bestriek“ (Mecklenburg, Lauenburg und ähnlich Baiern). Ein Zaubersegen gegen die Gicht endlich, der in Lauenburg bei abnehmendem Monde Dinstags und Freitags angewendet wird, lautet: „Gicht, ich befehle Dir durch Gottes Macht, durch Gottes Kraft, Du sollst nicht mehr reißen, Du sollst nicht mehr schleifen, Du sollst nicht mehr rennen, du sollst nicht mehr brennen, du sollst nicht mehr brechen, du sollst nicht mehr stechen. Der Du unter den Neunundneunzig und Siebenundsiebzig bist, sicherlich magst du vergehen wie die weiße Wand (wie der weiße Mondschein von der Wand), da unser Herr Jesus am Kreuze hang. Im Namen“ u. s. w.

Ohne Zweifel ist der Mond auch bei anderm Zauberwerk nothwendiger Zeuge und Gehilfe. So beim Gießen von Freikugeln, beim Bannen von Dieben und bei der Aufertigung von Wünschelruthen. Einen hierher gehörigen westfälischen Aberglauben theilt Kuhn mit. Es ist eine Anweisung, einen Stecken zu schneiden, mit dem man Abwesende prügeln kann. Man schneidet denselben an einem Dinstage, wenn der Mond neu wird, im Namen der Dreifaltigkeit, zieht seinen Rock aus, schlägt, indem man den Namen des zu Prügelnden nennt, tüchtig darauf, und jener bekommt jeden Hieb, der auf den Rock fällt.

Völlig verschieden von den im Bisherigen angeführten Sagen, Behauptung

tungen und Regeln vom Monde ist das, was die auf orientalischer Astrologie fußende Kunstmagie vom Einfluß desselben auf die Erde und ihre Bewohner zu berichten weiß. Dahin gehört alles, was die „Komplexion“ der Steine, Pflanzen, Thiere und Menschen nach den Planeten und Himmelszeichen bestimmen soll. Der Bauer weiß davon in der Regel nichts, doch werden nach den gedruckt vorliegenden Anweisungen dieser Theorie noch heute Ehen und Freundschaften geschlossen und mancherlei andere Unternehmungen bestimmt. Es gibt nach dieser Lehre gewisse Metalle und Steine, gewisse Pflanzen und Thiere und ebenso gewisse Menschen, in denen sich, je nach der Konstellation, unter der sie entstanden oder geboren sind, der eine oder der andere Himmelskörper mit den Eigenschaften seines Wesens darstellt. So gibt es solarische, jovialische, saturninische, martialische und so auch lunarische Naturdinge und Menschen. Gold und Karfunkel z. B. gehören der Sonne an, Eisen, Schwefel und Rubin sind Kinder des Mars. Lunarisch dagegen sind alle Kräuter, welche weiche, dicke und saftige Blätter und einen wässerigen Geschmack haben, alle Sumpfpflanzen und alle solche, die besonders rasch wachsen: der Kohl und der Kürbiß, Melone, Gurke, Kürbe, Zwiebel, Lauch, die Mandragorawurzel, der Mohn, der Salat, alle Pilze und Schwämme, das Mondkraut, die Wasserlinse und von den Bäumen die Linde. Die lunarischen Thiere entsprechen dem: sie lieben feuchte Orte, wachsen rasch, sind langsam, meist ungeschickt, fruchtbar und unrein „von wegen der lunarischen Impression und des giftigen Menstrui“. Zu ihnen zählen unter andern das Schwein und das Kaninchen, der hundsköpfige Affe, Ente, Gans, Kuckuk, Wachtel, Wasserfchlange, Schildkröte, die meisten Fische, die Spinne, der Krebs und die Auster. Die lunarischen Menschen endlich werden, wenn sie wohl geartet sind, tüchtige Schiffleute, glückliche Fischer, schlaue Müller, die besten Jäger, hurtige und verschwiegene Boten; wenn sie dagegen übel geartet sind, das Gegentheil von dem Gefagten, Verräther, Meineidige, Hexen und Zauberer. Anderswo aber heißt es: „Ein Kind, geboren in des Mondes Stunde, wird unstet in seinem Wandel, läßt sich niemand meistern, thut sich selbst leicht den Tod an, hat selten Glück in zeitlichen Dingen; denn es mag seines Glückes nicht erwarten, stirbt meist in jungen Jahren, hat dunkle Augen, schielt gewöhnlich, wird oft krank, ist kalter Natur, selten fröhlich. Es ist wahrhaftig, wird leicht zornig, vergeht ihm aber bald, begehrt nicht fremdes Gut, ist gern ein Kaufmann oder Schiffer; sein Angesicht ist bleich, es wird zeitig grau und darf vom Glücke sagen, wenn es im Angesicht nicht ein Zeichen überkommt.“

Fügen wir dem noch hinzu, daß den südlichen Völkern, den Türken und Arabern sowie den Italienern, das Bild eines Halbmondes als Amulet gegen Bezauberung durch das neidische Auge und gegen das sogenannte Beschreien

dient, so hätten wir das Wesentlichste des Volksglaubens vom Monde beisammen und könnten nun kurz die Frage beantworten, wieviel davon Willkür, Mißverständnis, Uebertreibung oder Verkehrung von Thatsachen, also Aberglaube ist. Daß er gewisse Vorgänge auf der Erde bestimmen hilft, hat als erwiesen zu gelten. Thatsache ist, daß bei Neumond und Vollmond die Fluth der See höher steigt als während der Viertel. Unleugbar ist ferner, daß der Mond Einfluß auf die wässerigen Niederschläge hat, daß es durchschnittlich am Meisten regnet, wenn er halb voll werden will, und wenn er der Erde am Nächsten ist. Gewiß ist sodann, daß er auf die Wolkenbewegung wirkt, daß er diese bei Vollmond, wenn sie am Horizonte heraufziehen, zertheilt und daß er sogar in gewisser Beziehung zu den Gewittern steht. Endlich ist sicher, daß sein Wechsel einen Druck auf die Atmosphäre ausübt, von dem jedoch das Barometer wenig und die menschliche Lunge nichts empfindet.

Falsch dagegen ist es, wenn das Volk den Mond als kalt auffaßt. Derselbe strahlt vielmehr eine gewisse Wärme aus; da diese aber in demselben Maße geringer als die der Sonne ist, in welchem sein Licht schwächer als das Sonnenlicht ist, so erschöpft sie sich schon in den obersten Schichten unsrer Atmosphäre und gelangt somit nicht bis auf den Grund des unsren Planeten umfluthenden Luftmeeres, auf dem der Mensch mit seinen Mitteln zur Messung der Wärme sich aufhält. Nicht völlig ohne Grund wieder ist, was von der Einwirkung des Mondes auf die Gewächse geglaubt wird. Die guten und schlechten Weinjahre stehen ganz entschieden in Beziehung zu der neunzehnjährigen Periode, in welcher die Syzygien, Quadraturen und Hauptpunkte des synodischen Umlaufs des Mondes wieder ungefähr auf dieselben Tage der einzelnen Monate fallen, sowie zu der nahe damit zusammentreffenden Periode der Mondknoten und zu der neunjährigen der Apsiden. Selbstverständlich wirkt der Mond auch durch die Gesamtheit seiner Witterungseinflüsse auf das Gedeihen der Trauben, und so wäre er denn nicht bloß bei der Ebbe und Fluth des Wassers im Meere, sondern auch bei der des Weines im Fasse thätig. Daß ein erheblicher unmittelbarer Einfluß des Mondes auf die Vegetation der Pflanzen, wie ihn der Aberglaube annimmt, stattfindet, ist durch positive Versuche widerlegt, indeß deuten viele Angaben darauf hin, daß in den Tropen allerdings etwas mehr von einer derartigen Einwirkung der Mondperiodicität zu spüren ist.

Der Einfluß des Mondes dringt aber nicht bloß durch Luft und Meer, er geht selbst in die Tiefen der Erde und ergreift mit dem Wägbaren zugleich das Unwägbare. Die Erde hebt und die Magnetnadel zittert unter dieser Einwirkung. Wie die Fluth der See bei Neumond und Vollmond am Höchsten steigt, so wächst auch die Häufigkeit der Erdbeben in dem Maße, in welchem

Neumond oder Vollmond heranrückt. Die Erde hat zwei Meere, ein kaltes wässriges auf der Oberfläche und ein heißes aus geschmolzenem Gestein und Metall in ihrem Innern, zwischen denen die feste Kruste des Planeten wie eine dünne Schale eingeschoben ist. Wie das Außenmeer ebbt und fluthet, so auch das Innenmeer, und dann, wenn die Fluth des letzten am Stärksten ist, drängt es am Mächtigsten gegen jene Schale, und das nennen wir Erdbeben. Allerdings treten diese nicht gerade immer dann ein, wenn der Einfluß des Mondes auf die beiden Meere seinen höchsten Grad erreicht, immer aber bleibt reichlich so viel übrig, daß man den Mond als Mitursache der Erdbeben bezeichnen darf.

Der Mond wirkt also auf die drei Meere des Makrokosmos, das Luftmeer, das Wassermeer und das unterirdische Feuermeer; warum nicht auch auf das Ebben und Fluthen im Mikrokosmos, auf die Bewegung der Kräfte im organischen Leben? Der Fragende ist Fechner, den wir in diesen letzten Betrachtungen folgen. Er antwortet: Gewiß würde der Mond eine Ebbe und Fluth im menschlichen Körper bewirken, wenn — der Mensch so groß wie die Erde wäre. Ferner aber: Der Mond scheint nur bei heiterem Himmel, und leicht kann man als Einfluß des Mondes ansehen, was nur Folge des heitern Himmels ist. Letzterer hat in seiner Begleitung Kühle und starken Thau, und diese mögen das Gift sein, welches, wie oben angeführt, den Augen schadet oder, wie Andere sagen, Kopfschmerz hervorruft, wenn man sich (es wird das vorzüglich von der Sommerszeit der heißen Länder gelten) dem Mondschein unbedeckt aussetzt. Dann mag die Helle des Mondes selbst Wirkungen hervorbringen, die, ohne aus den Grenzen gewöhnlicher Luftwirkungen herauszutreten, doch beim Monde leicht als ihm eigenthümliche gedeutet werden können. Es ist z. B. denkbar, daß es, wenn reizbare Personen, namentlich Kinder und Frauen, bei Vollmond unruhig schlafen und nachtwandeln, und wenn sie dabei ihre Richtung nach dem Monde hinnehmen, nur das helle Licht ist, das sie halbwach werden läßt und sie anzieht. Ferner ist der Mensch geneigt, zwischen zeitlich zusammentreffenden ähnlichen Vorgängen eine ursächliche Beziehung zu vermuthen. Die Periodicität des Mondes auf der einen, die des organischen Lebens auf der andern Seite bieten solche Analogien in Fülle, und bei dem Vielen, was im organischen Naturgebiet wechselnd ab- und zunimmt, kann es nicht fehlen, daß diese Ab- und Zunahme zuweilen mit derjenigen zeitlich zusammenfällt, die wir am Monde beobachten. Da man nun aber bei vorgefaßten Meinungen gewöhnlich nur auf die zutreffenden Fälle achtet und nur diese sich merkt, so entsteht hierdurch leicht ein falscher Schein erwiesener Wirklichkeit des Mondes. Dieser Schein, im Laufe der Zeit zum Glauben geworden, thut dann seine Wunder: nervenschwache Personen empfinden, was sie erwarten,

ihre Phantasie schafft ihnen das, was sie sich vorstellen, zur Wirklichkeit um. Ein sehr großer Theil des Volksglaubens vom Monde ist hieraus erwachsen.

Daß der Mond in einem gewissen Verhältniß zu dem Vorkommen von Wahnsinnsfällen stehe, ist behauptet, aber nicht bewiesen worden. Dagegen scheint sicher zu sein, daß er einigen Einfluß auf Epileptische ausübt und daß die größte Sterblichkeit mit dem Neumond, die geringste mit dem Vollmond zusammenfällt. Ferner trifft die alle vierzehn Tage erfolgende regelmäßige Rückkehr der Anfälle von tropischen Fiebern aller Wahrscheinlichkeit zufolge mit der Zeit des Vollmondes und des Neumondes zusammen. Sodann ist der Aberglaube von der Wirkung der Mondphasen auf Kropfkrankheiten kein reiner Aberglaube; denn man hat beobachtet, daß nicht zu alte Leiden dieser Art in der That mit dem Monde ab- und zunehmen. Endlich sollen die nach Marschfiebern häufig zurückbleibenden Milzanschwellungen und Wassersuchten unzweifelhaft dem Einfluß des Mondes unterliegen, und dasselbe wird von chronischen Hautkrankheiten in den amerikanischen Tropenländern behauptet.

Uebersichten wir das zuletzt Gesagte, so kommen wir zu folgendem Schlußergebniß: Wenn der Mond allerdings hier und da einen Einfluß auf den Lebensprozeß äußert, so ist derselbe doch ebenso wie der auf die meteorologischen Vorgänge nur ein untergeordneter, sodaß er nicht aus kurzen Beobachtungen und oberflächlichen Angaben erkannt werden kann, da andere unregelmäßige Einwirkungen ihn leicht verdecken können. Um ihn dennoch aufzufinden oder über sein Nichtvorhandensein zu entscheiden, haben wir kein anderes Mittel als dasjenige, daß wir in Bezug hierauf ganz ebenso wie in Betreff der meteorologischen Einflüsse des Mondlaufs verfahren, d. h. daß wir zahlreiche Beobachtungen und die Resultate derselben zu Mittelwerthen oder vergleichbaren Summen vereinigen. Es ist nicht gerade viel, was man nach den bisherigen Untersuchungen der Sache in der Hand behält, indeß ist es immerhin genug, zu zeigen, daß der Glaube von den Beziehungen des Mondes zu den Naturdingen der Erde und zu den Menschen, wie er im Volke lebt, in den meisten seiner Dogmen und Regeln wirklich Aberglaube ist.